

Miscellen

zur
Belehrung und Unterhaltung.

Redacteur: A. W. Knochen-Webell. Verleger: Frhr. v. Lorenz.

Nr.

Dresden, den 21. Januar 1820.

3.

Das Kastensystem in Hindostan.

Die strenge Absonderung der Kasten hat auf das Aeußere der Hindostaner so tief eingewirkt, daß man aus dem Anblicke derselben die Kaste, wozu sie gehören, leicht erkennen kann. Die Glieder jeder Kaste haben ihren eigenen Wuchs, einen eigenen Laut der Stimme, eigene Manieren und einerlei Vorzüge und Gebrechen, eine nothwendige Folge der unvermischten Fortpflanzung und einformigen Erziehung.

Die Kaste der Braminen oder Brachmanen nimmt den ersten Platz ein. Ihnen ist der religiöse, moralische und wissenschaftliche Unterricht ausschließlich vorbehalten. Sie sind also zugleich die Priester, die Lehrer, die Geschausleger (Pundit) und die Philosophen von Hindostan.

Die Braminen sind in mehrere Classen nach Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen eingetheilt.

Einige leben in der Welt, und da nach ihrer Lehre das Wasser des Ganges die Kraft hat, alle Laster abzuwaschen, und sie vermöge des Vorrechts ihrer Kaste der bürgerlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen sind, so ist ihre Aufführung nicht immer ordentlich und erbaulich.

Anderer wohnen von der Welt entfernt und widmen sich ganz dem beschaulichen Leben und höheren Betrachtungen.

Diese letzteren sind es vorzüglich, welche von den Griechen so sehr bewundert, wegen ihrer strengen Lebensart den tugendhaftesten Männern an die Seite gesetzt und als die Urheber gesunder Begriffe von der Gottheit sowohl, als des erhabenen Lehres, fahes von der Unsterblichkeit der Seele und der daraus fließenden künftigen Belohnungen und Strafen geehrt wurden.

So wie keiner aus den untern Kasten jemals hoffen darf, sich bis zu den Braminen hinauf zu schwingen, so ist es auch diesen nicht erlaubt, sich zu einer untern Kaste herabzuwürdigen.

Unbegrenzt ist ihr Ansehen und eben so ihr Stolz; lange Zeit würde ein Bramine sich erniedrigt geglaubt haben, wenn er irgend eine Magistratur auf sich genommen, oder sogar den Thron bestiegen hätte.

Indessen ließ man in der Folge von dieser Strenge etwas nach, wahrscheinlich in der Absicht, einen höhern Endzweck, die Herstellung nämlich der alten Herrlichkeit von Hindostan, zu erreichen. Wenigstens erklären die Pundits, daß es zwar ein

unverzeihliches Verbrechen wäre, sich aus einer niedrigeren Kaste in eine höhere einzudrängen, daß es aber Fälle gebe, wo Personen von höheren Kasten, ohne ihren Rang und ihre Vorzüge zu verlieren, solche Geschäfte verrichten könnten, welche eigentlich nur für mindere bestimmt sind. Man findet daher, daß Sevagi (Sewa-dshi) der Stifter des Marattenstaates aus der Braminenkaste war, und daß heut zu Tage viele der vornehmsten Kriegsmänner unter diese Kaste gehören; daß Braminen Ministerstellen und andere Aemter bei den einheimischen Fürsten bekleiden, und daß selbst Seapoy (indianische Soldaten, in Diensten der ostindischen Compagnie) vorhanden sind, welche von Braminen abstammen.

Ob nun gleich die Religion unübersteigliche Schranken zwischen den Braminen und den übrigen Kasten gesetzt hat, so konnten sie doch den Ehrgeiz der Menschen nicht ganz zurück halten.

Die Begierde, an den Vorzügen der Braminen Antheil zu nehmen, brachte die zahlreichen Classen der hindostanischen Mönche hervor, denen wir gewöhnlich den Namen der mahomedanischen Mönche: Fakirs, beilegen, die aber in Hindostan Jogues genannt werden.

Sie widmen sich zwar, wie die Braminen, dem beschaulichen Leben, suchen aber dieselben durch Strenge der Büssungen zu übertreffen. Daher ihr unsinniges Fasten und Geißeln, die unnatürlichen Martern, womit sie sich quälen, und die außerordentlichen Leibesanstrengungen, denen sie freiwillig sich unterwerfen, und die Absicht aller dieser Ausschweifungen ist, ihr Ansehen bei dem Volke, welches ihre Heiligkeit darnach schätzt, zu vermehren.

In diese Orden steht allen Kasten der Eintritt offen. Die Mitglieder derselben durchstreichen entweder das flache Land, oder halten sich nahe bei großen Städten auf, und sind durch ihre Erpressungen eine eben so große Plage für die abergläubische Menge, als sie wegen ihrer Heuchelei und

ihrer geheimen Verbrechen bei dem gesündern Theile der Nation verachtet und verhaßt sind.

Wie es scheint, waren diese Mönche schon vor Alexander in Hindostan zahlreich vorhanden. Die Albernheiten der Gymnosophisten können zwar auf die Braminen gedeutet werden; allein Strabo spricht von Schwärmern, die er Germanos nennt, und deren Secte mit der Beschreibung der heutigen Jogues genau übereintrifft.

Unmittelbar auf die Priesterkaste folgt die Kaste der Eschetri oder Krieger. Ihre Bestimmung ist, in Friedenszeiten die Magistraturen zu bekleiden und in Kriegszeiten den Staat zu vertheidigen.

Obgleich heut zu Tage durch die ausländischen Eroberungen der Mongolen und Europäer das Kastensystem vorzüglich in Hinsicht auf die Vertheidigungsanstalten beinahe ganz verändert ist, machen doch die Hindostaner, welche sich dem Kriegsdienste widmen, noch gegenwärtig einen besondern Stand aus. — Dahin gehören die Nairs auf der Küste von Malabar, die Nasbuten im nördlichen Hindostan, einige Rajahs, ja ganze Völker, wie z. B. die Bewohner von Canara, oder die Canarias, und vorzüglich die Maratten, welche von der alten Kriegskaste abstammen vorgeben.

Die Nairs und Nasbuten sind zerstreut, oft ohne gewisses Eigenthum, wenn es ihnen nicht glückt, sich eine kleine Niederlassung zu verschaffen.

Einige, besonders die Nairs, leben vom Straßenraube, aber sie dienen auch den Reisenden, welche sich mit ihnen abfinden, auf das treueste, selbst gegen ihre eigenen Waffengenossen.

Die Maratten haben unter Anführung der Braminen einen mächtigen Staat errichtet und dem Reiche der Mongolen ein Ende gemacht. Ihr Oberhaupt, aus dem Stamme des Sevagi, heißt Paischwa, und herrscht unmittelbar über die westliche Hälfte des Marattenlandes; die östliche Hälfte ist unter abhängige Fürsten desselben Stammes vertheilt, die man als Vasallen des Paischwa betrachten kann.

Die dritte Kaste bestehet aus Acker- und Kaufleuten und wird die Kaste der Vise genannt.

Die Ackerleute sind die arbeitssamste und tugendhafteste Classe von Hindostan. Durch ihre unablässliche Sorgfalt, Canäle und Brunnen in gutem Stande zu erhalten und das Wasser geschickt zu vertheilen, überwinden sie das heiße Clima von Hindostan, und sind als eigentliche Schöpfer und Erhalter von der fortdauernden Fruchtbarkeit des Landes zu betrachten.

Die Felder stehen unter dem unmittelbaren Schutze der Religion. Jahrhunderte lang wurden daher mitten unter verheerenden Kriegen die Felder ruhig betrieben, und die Fruchtbaume, die Erndten, die Scheuern und selbst die Hütten der Ackerleute von allen streitenden Partheien als heiliges Eigenthum verehret. Allein in den letztern Zeiten konnten sich diese so heilsamen Gesetze gegen fremde Eroberer nicht erhalten.

Heut zu Tage sind alle Ackerleute in Hindostan Nyots (Pächter). Ehemals war der Pächter durch das ganze Land auf den sechsten Theil des Ertrags bestimmt. Gegenwärtig, da kein allgemeiner Maasstab mehr bestehet, wird er nach dem größern oder kleinern Vorrathe des Wassers und der größern oder geringern Fruchtbarkeit abgemessen.

In keinem Lande war die öffentliche Sorgfalt für die Landwirthschaft so thätig und so verbreitet, als in dem alten Hindostan, und zur Aufsicht über alles, was dahin gehört, war eine eigene Classe von Beamten bestimmt.

Insondere hatten sie die, jedem Pächter angewiesenen Grundstücke zu messen, auf den guten Zustand der Wasserbehältnisse und auf die Vertheilung des Wassers genau zu sehen, und nach Ueberschwemmungen die nicht mehr kennbare Richtung der Straßen herzustellen.

Da vorzüglich der Landmann mit dem Umfasse der Producte den Anfang machte, und für seinen Ueberfluß an Lebensmitteln die ihm nöthigen Erzeugnisse des Kunstfleißes eintauschte, so ist es leicht

einzu sehen, warum Handelsleute zu der Kaste der Ackerleute gezogen worden sind. Heut zu Tage machen sie einen besondern Zwischenschritt und sind unter dem Namen Baan und zugleich als die klügsten Bucherer von Hindostan bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Epaminondas.

Epaminondas, der berühmte Thebanische Feldherr, der sein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von armen Aeltern geboren, lebte er bis zu seinem 40sten Jahre in Verborgenheit. Hier genoß er den Unterricht des Pythagoräers Lysis, der ihn zu den hohen Ideen begeisterte, welche sein Leben nachher verschönerten. Öffentlich trat er zuerst in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebst Andern auf Einladung der Lacedämonier geschickt hatten, um den bereits zwischen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben so viel Beharrlichkeit und Würde, als Rednertalent, und verweilerte standhaft die Freigebung der von Theben besetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgesetzt und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann sollte er ein doppelt so starkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer schlagen. Man verländigte ihm einen ungünstigen Erfolg; aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, bei Leuctra eine Schlacht zu wagen. Er selbst machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während sein Freund Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar demselben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, beirrieten den Abfall mehrerer mit Lacedämon verbundenen Völker, und zerbrachen das Joch der Messenier, deren Stadt er wieder auf-

banete. Darauf erschien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres selbst vor Sparta, welches jedoch Agesilaus so geschickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß Epaminondas, da indeß der Winter heran kam und die Athenienser sich gegen Theben erklärten, sich nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Bbotarchat gegen das Gesetz vier Monate über ein Jahr behalten hatten. „Gut“, sprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr folgende Inschrift auf mein Grab setzt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil sein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter seiner Anführung Lacedämon belagerten, das sich glücklich schätzte, seinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Messena wieder aufbaute und mit starken Mauern verwahrte.“ Diese Worte erregten einen allgemeinen Enthusiasmus für ihn, so daß er frei gesprochen ward.

Nachdem er Pelopidas, der von den Tyrannen zu Phera gefangen gehalten wurde, durch sein bloßes Ansehen befreiet hatte, brach ein neuer Krieg zwischen Lacedämon und Theben aus. Man stellte von beiden Seiten so zahlreiche Heere auf, als noch nie gesehen wurden. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigung entblößt glaubte. Allein Agesilaus hatte von seinem Zuge Nachricht erhalten, war eilig zurück gezogen und stand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner siegte und nöthigte sie zum Rückzug. Dieses fehlgeschlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Verbündeten beisammen war. Hier kam es zu der berühmten

Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels stürzte er sich auf den Lacedämonischen Phalanx, schlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt und von einem Wurfspeer in die Brust getroffen. Nach einem harten Kampfe retteten die Thebaner seinen Körper und sein Schild.

Auf dem andern Flügel war das Treffen unentschieden geblieben, und beide Theile hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er sterben würde, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig: „Ich habe genug gelebt“, und zog selber den Wurfspeer aus seiner Brust. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterlasse. „Ich lasse“, antwortete er ihnen, „zwei unsterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Auf dem Schlachtfelde wurden ihm nachher zwei Denkmäler errichtet. Die Alten rühmen eben so sehr die Reinheit seiner Sitten, seine Güte und Sanftmuth, wie seine Feldherrntalente. Seine Unbestechlichkeit ward durch seine Armuth erwiesen; diese war so groß, daß er nur einen Mantel hatte, so daß er, wenn er ihn reinigen ließ, nicht ausgehen konnte.

Der Fliegenproceß.

(Aus einer alten Chronik.)

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkramer und regierende Bürgermeister des Städtchens Ziegenberg, Herr Tobias Müßknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenster heraus, und ergöhte sich an den ehrfurchtsvollen Büchlingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trost sey dem ge-

boten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!"

Dieser Trupp galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte, und bei dem Pfefferkönige Tobias im schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch das Fenster auf, zog vor dem erhabnen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Köpfelein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibjagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßchen hinüber, flogen dem Bürgermeister ins Angesicht, und als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgefagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheißfister ruhig am Fenster und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen, das der stolze Häuptlein von Ziegenberg nicht ungeahndet lassen konnte. Er schickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armdicken Stocke, dem Zeichen seiner Würde, sogleich erschien. „Hört“, sprach Herr Tobias, „geht stracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber und sagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken malen, so viel er wolle, nur mög' er sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel heraus nehmen. Er solle sich insonderheit, bei Vermeidung harter Pöhn, der Fliegenjaaden enthalten, immaßen das Geschmeiß zu mir herüber komme und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Bürgermeister, leide das nicht; das sagt dem Burschen mit Nachdruck! und sollt' er sich mit schändden Worten, oder gar thätlich an euch vergehen, so nehmt ihn beim Tittich und führt ihn in die Frohnfeste!"

Der Rathsbliener entledigte sich des Auftrags mit möglichster Grobheit. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich Dietrich an ihm vergriffen, und sich dadurch in die Frohnfeste befördert hätte. Allein, er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Bürgermeister verbleten, ein lästiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, so oft es mir gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabüse eines Bettlers, oder im Palaste des Kaisers eine Freistätte suchen.“ „Warte, Bube!“ rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieser Meldung zurückkam. „Das freche Wort vor kaiserliche Majestät soll dir gelegentlich theuer zu stehen kommen!“ Er setzte sofort ein Protokoll darüber auf. Der Frohndiener, der seinen Namen nicht schreiben konnte, zeichnete mit tölpischer Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Bürgermeisters Haß gegen den Künstler entsprang. Jener erzog in seinem Hause ein armes, aber sehr reizendes Mähmchen, das dem Maler ins Auge stach, als er mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken das Land durchstrich, um schöne Gegenden aufzusuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzüglich betrachtenswerthe Naturschönheit fand, so ließ er sich auf unbestimmte Zeit in Ziegenberg nieder, und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Aussicht auf Gundhens Nähtisch und Schlafkammerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Bürgermeister seine Aufwartung, strich geschickt den Fuchschwanz und schmeichelte sogar mit seinem Pinsel, indem er den Herrn Tobias, sammt seiner ungeheuern Knotenperücke, so nettlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger und vornehmer Mann aussah. Das Bildniß war unter Brüdern 50 Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieses Orser ließ sich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen; allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küffen bezahlte. Darüber ward er härbeißig und verbot auf der Stelle

seinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir“, sprach er zu Kunigunden, „setz' ich nächstens den Stuhl vor die Thüre, wenn du dich ferner so wegwerfst! Wie kann sich ein solcher Mensch unterfangen, die Ruhme eines regierenden Bürgermeisters zu lieblosen? Maler, Poeten und Musikanten sind ein unnützes Gesindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindegewaltigen, als mit einem Lafsen von jenem Gelichter verheirathet sehn.“

Kunigunde dachte nicht so philistermäßig von den schönen Künsten, und liebte den Maler so innig, daß der Oheim mit allen seinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechselt, heimliche Zusammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, sperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber als einen gefährlichen Fremdling aus der Stadt verweisen, aber Dietrich verschaffte sich von höherer Hand einen Schutzbrief, und schlug, darauf gestützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblasenen Bürgermeister ein Schnippchen.

Diese Feindseligkeiten und Neckereien waren das Vorspiel des Fliegenstreites, der nicht ohne Folgen blieb.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlassen hatte, seine Hausleute zusammen, bewaffnete sie mit Fliegenklappen und lieferte den bei ihm eindringenden Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage, man sah und hörte keine Fliege mehr. Des Bürgermeisters aufgeregte Galle beruhigte sich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenster zu und verbat die Oefnung derselben, um vor neuen feindlichen Einfällen sicher zu seyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man seine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächsten Morgen ein zehnfach stärkeres Heer eingerückt und durchschwärmte summend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren, seine Dienerschaft fand das Ding unbegreiflich; besonders Kunigunde drückte sehr wortreich ihre Verwunderung aus.

Nach langem Geschwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthseln, zog man mit vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelstunde war es gänzlich vernichtet.

Netzt ließ sich Herr Tobias ein paar Hundert Ellen Bindfaden bringen, schnürte und fesselte damit alle Fensterflügel zusammen und drückte überall sein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten diese Grenzbesetzung als ein Meisterstück. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geschäftigen Ingenieurs. „Das soll mir wohl helfen!“ sprach er, als er das letzte Fenster petschierte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er sich Abends zu Bette, und schlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Krabbeln an der Nase. Er griff hastig dahin, erhaschte eine hincinspazierende Fliege, und entsetzte sich über einen zahlreichen, erzfrechen Schwarm, der seine Kammer durchschwärmte.

„Ist denn der Teufel hier los?“ schrie er und sprang vom Lager auf, fuhr in seinen großblumigen Schlafrock und stürmte seine Leute aus dem Bette. Sie sahen ihr blaues Wunder an der Insecten-Schaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reisen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und versiegelte Fenster ihren Einzug gehalten hatten. Mit offenem Munde standen die Gassen da; die Haut grieselte ihnen, und einstimmig betheuerten sie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Bürgermeister kommandirte zum Angriff; aber seine feigen Haustruppen, die sich mit Zaubergeschöpfen in keinem Kampf einlassen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand und half dem Oheim die fliegende Nothe vertilgen. Doch gewann sie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr, als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillschweigen und beschielte sie blos von der Seite mit

finfem misstrauischen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturms verkündigten.

Bald nachher ließ er seine Collegen zu einer außerordentlichen Berathschlagung aufs Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurstkessel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen seine Fliegennoth mit den kleinsten Umständen, erwähnte der häuslichen Vorsichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß: daß Zauberei im Spiele sey.

„Das läßt sich gar nicht anders denken!“ riefen die ehrlichen Jaherrn. „Aber wer sollte wohl in unsrer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben?“

„Welche Frage!“ versetzte Herr Tobias. „Ich dünkte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen.“

„Ja, das ist wahr!“ sagten sie, und bestrafte sich einander selbst durch Kopfschütteln und flämische Gesichter, daß sie das nicht früher eingesehen hatten.

„Man sollte und könnte den Schwarzkünstler sogleich in Verhaft nehmen“, fuhr Tobias fort: „um jedoch recht sicher zu gehen, wollen wir noch erst einen neuen Hexenstreich abwarten. Aber dann, meine Herren! fahren wir zu, und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederholten die Rathesherrn und schlugen mit ihren harten Fäusten grimmig auf den Tisch. Damit schloß sich die Sitzung. (Die Fortsetzung folgt.)

Rath wider den Frost in Händen oder Füßen.

Ueber den bösen Winter jammert so manches hartfühlende Adamssohnchen, das nicht in der

Schule des Lyncurgus erzogen, fast auch den geringsten Beschwerden des körperlichen Lebens unterliegt. — „Welche abscheuliche Kälte!“ klaget das verwöhnte Töchterchen der gutmüthig besorgten Großmutter. — „Wie frieren mir Hände und Füße!“ winselt das Kind, und so klagt und stöhnt und jammert der eine wie der andere, und alle drängen sie sich zum traulichen Ofen hin, um aufzuathauen von der unerträglichen Erstarrung jenes abscheulichen Winterfiebers, welches den Wohlhabenden wie den Armen seine eisige Rache empfinden läßt. — Und die Wollust, sich so recht nach Herzenslust erwärmen und mit eigennütziger Schadenfreude hinter den dicken Fenstergardinen über der Vorübergehenden rothe Nasen lachen zu können, ist dabei so groß, so unwiderstehlich! — Darum bleibt man lieber hübsch zu Hause, oder hüllt sich ein — ist man wider Willen gezwungen, Gottes freie Luft einzuathmen — wie eine ägyptische Mumie, oder eine Pastete, die in England bereitet worden und noch warm in Frankreich oder Holland soll gegessen werden! — Und die lieben Kinderchen werden für ihre kalten Füßchen und Händchen, wenn sie aus der Schule kommen, reichlich gepflegt und entschädigt mit Süßigkeiten und Backwerk; und die frierenden Theile werden sorgfältig (aber nicht behutsam) gewärmt, und die freigebige Flamme muß von ihrer Gluth hergeben, bis die Blut-Quecksilber-Säule des lebenden Thermometers hoch genug gestiegen ist. —

Ein arger Despot ist der Winter; das beweiset so manche Freude, deren er uns beraubt, so manche Unbequemlichkeit, so manches Leiden, womit er uns züchtigt für den nicht ganz ungegründeten Haß, den wir auf ihn geworfen haben von Jugend auf. Wir müssen nun aber wohl mit diesen Tyrannen auskommen, uns seinen Wünschen fügen, seinen Winken folgen — oder wir müssen besorgen, daß der Ungehorsam und die Widerspenstigkeit uns hernach theuer zu stehen komme. — Und, wenn wirs recht betrachten, so ist der Frühling mit allen seinen

ätherisch-balsamischen Lüftchen, mit feinem erwachenden Sängerkhore, mit allen paradiesischen Hoffnungen, die er uns einflößt, und dem zarten frischen Grün, das uns so bezaubert, und den mannigfaltigen Knospen und Blümlein, womit er das lüsterne, jedem Reize der Natur fast entwöhnte Auge entzückt, um kein Haar besser! — Wer ihm trauet, ist halb verloren! Jener ist ein offener Feind, dieser ein heimtückischer falscher Freund, der, während er mit falscher Freigebigkeit Latiums liebliche Genüsse uns anbietet, dem sorglos sich hingebenden und nichts Arges vermutheten Epikuräer gar zu oft einen meuchelmörderischen Stoß versetzt! — Und überdies (seyn wir doch unparteiisch!) wie manches gesellschaftliche Vergnügen müßte man nicht entbehren, wenn es dem Himmel gefiele, jenes feurige Perpetuum mobile da Oben stets in gleicher Entfernung von unsern Planeten zu halten! Da würde auch ein einziges Theater nur in unserer volkreichsten Stadt sich nicht halten können, und die Maskeraden und die Concerte und alle jene sinn- und geistreichen Gesellschaften, in denen der Comus das Präsidium führt, wie würden sie nicht alle darunter leiden?

„Wohl wahr; aber der böse Winter erlaubt uns oft nicht einmal auszugehen, da incommodirt uns ein häßlicher Husten, ein lästiger Catarrh, oder die Hände sind roth und geschwollen, als hätten sie das Unglück, einer Köchin zu gehören, und die Füße schmerzen oft unsäglich, und glühen und jucken und stechen, daß man aus der Haut fahren möchte, und nicht drei Schritte gehen kann, ohne wenigstens viermal laut aufzuschreien!“

Also das wäre das Unglück? — Freilich eine Kleinigkeit ist es nicht, obgleich es manchmal eine Kleinigkeit scheint! — Alles, was unser Wohl befinden schwächt, das Gesundheitsgefühl stört, un-

tere Laune verdirbt, schadet dem Leben und der Glückseligkeit, und wäre es auch nur für eine Secunde, und sollte es auch nur ein Mückenstich seyn, der uns eben in einem angenehmen Traume stört!

Wie viele Menschen leiden nicht an jenen verdrüßlichen Uebeln, wie oft schleichen nicht Wochen und Monate vorbei, bevor Hände und Füße sich an die Temperatur der atmosphärischen Luft gewöhnen können! Wie sehr beherzenswerth wäre also nicht jede Regel, deren getreue Beobachtung dem Schaden vorbeugt, wenn es noch Zeit ist, oder dem Schaden abhilft, hat der Bevollmächtigte des sibirischen Winters, der uns immer überläufige Frost, wohl gar in unsern Händen oder Füßen schon Quartier genommen!

(Die Fortsetzung folgt.)

A n e k d o t e .

Eine wandernde Schauspielergesellschaft kam in eine sächsische Mittelstadt und brachte bei ihrer ersten Vorstellung, durch die daselbst garnisonirende Regimentsmusik, ein nicht ganz übles Orchester zusammen. Der Schauspiel-Director bat dieses um ein langes Zwischenspiel, zwischen dem ersten und zweiten Stück, des Umkleidens wegen. Der erste Geiger spielte also ein Violinconcert. Dem Schauspiel-Director machte die tiefe Stille des Publikums bange; er guckte, während des Solo's, mehreremale ängstlich zwischen der Gardine nach dem Orchester hervor. Nach geendigter Vorstellung bat er die Musiker, zu verweilen. „Meine Herren“, sagte er, „hab' ich mit Ihnen allen Akkord geschlossen oder nicht?“ — „Mit uns allen?“ — „Sind Sie alle damit zufrieden, oder nicht?“ — „Wir sind's alle!“ — „Nun so arbeiten Sie auch alle! Es ist unmenschlich, daß sich dieser da (der Concertspieler) allein abmartern soll!“